

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 302.

Donnerstag, 12. November.

1931.

„Die Faust im Unsichtbaren“ / Roman von R. Curt Jrmier.

(21. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

In der Halle waren jetzt nur die angeblichen Gärtnerburschen des Vormittags, die zwischen sich den Krüppel und die alte Frau bewachten.

Die Gruppe hob sich seltsam ab von den mächtigen farbenscheinenden Sakumavasen dahinter. Auf vieles Seltsame mochten die Jagdkavaliere auf den vergilbten Niesdingerstischen an den Wänden schon herabgeblidt haben. Wie eine Bühne mochte in bewegten Szenen fast anderthalb Jahrhunderte hindurch das menschliche Leben in Liebe und Haß, in Freude und Trauer vor ihnen vorübergerauscht sein. Es war schließlich immer daselbe gewesen, nur die Akteure hatten gewechselt. Deshalb gaben die Kavaliere auch so blasfem dem Vierzehner den Gnadenstoß, ritten so gelangweilt hinter dem Reiter. Aber die Szene heute war neu! —

„Wir haben viele Funde da unten in dem Höhlenraume gemacht“, erklärte Hertrich seinen Freunden, als sie eingetreten waren und deutete auf Körper, der einen ganzen Paß Sachen auf dem Arm hielt und schon vorher einen kleineren auf den nächsten Stuhl geworfen hatte und bei all dem ein ganz geheimnisvolles Gesicht machte.

„Sehen Sie: hier ist eine alte Nummer der „Mittagspost“. Aber es ist keine gewöhnliche. Es ist die mit den Zahlen 28—4 auf der einen Seite.

Da unten ist auch ein ganzer Stoß davon und auch die Druckplatten, auf der sie hergestellt worden sind. — Hier ein Dienstmannsanzug — dann war da unten ein ganzes Arsenal gestohlener Sachen. Darunter sind viele sehr wertvolle, deren Verlust bei der Polizei teilweise seit Jahren angemeldet ist. Ich erwähne nur drei Hauptgemälde von Corot, ein Ruissdael und einen Murillo. Dieses Perlenkollier mit dem großen, gelben Diamanten als Schloß gehört der Prinzessin Tschernikoff und wurde ihr erst vor einem Vierteljahr auf raffinierte und bisher unerklärliche Weise beim Ball im „Grand Hotel“ gestohlen.“

Sorgfältig klappte Hertrich das Kästchen wieder zu.

„In der Höhle, die einen kleinen Nebenraum hat, haben mehrere Personen längere Zeit gehaust. Es sind Lebensmittel, Getränke und alles, was man sonst braucht, für Monate aufgestapelt. Auch für Lektüre war gesorgt. Ich fand die neuesten Zeitungen bis zu den Abendblättern von gestern — sonderbarerweise sind einige der kriminellen Fälle mit Rotstift umrandert. — Es müssen drei oder vier Personen da unten gewohnt haben, denn es sind drei Schlaffäcke und vier Kamelhaardecken vorhanden. Einer von den Bewohnern war der Inder.“

Sanders fuhr bei dessen Erwähnung etwas zusammen.

„In diesem kleinen Koffer ist Wäsche mit dem Stempel englischer Firmen aus Bombay... und hier...“ Hertrich hielt einen Augenblick inne, wie um auf etwas ganz besonders Wirkungsvolles aufmerksam zu machen — „erstens: ein merkwürdiges Körbchen.“

Er zeigte es herum.

„Es lag in der anderen Lederhandtasche.“

„Es ist der Schlangenbehälter“, rief Sanders.

„Und nun: drei Blumenschalen — eingepflanzte Orchideen darin... wie oben im Speisesaal. — Dann noch ein paar riesige Filzstiefel, die größten, die ich je sah.“

Die Sohlen sind mit Petroleum getränkt, wie übrigens die aller anderen Stiefel der sauberen Gesellschaft.“

Hertrich hielt auf einmal inne, blickte die Frau scharf an, trat auf sie zu und redete sie an: „Die Knöpfe an Ihrer Bluse, Frau Hegener — Sie sehen, ich kenne jetzt Ihren Namen — sind recht hübsch... so bunt.“ Er zog sein Portemonnaie und nahm etwas heraus. „Sehen Sie, hier habe ich auch so einen Knopf. Es ist ganz der gleiche. Man fand ihn vor einiger Zeit in Herrn Sanders' Schlafzimmer.“

Die Frau wurde blutrot. Hertrich ließ sie stehen.

„Also, meine Herren“, sagte er, „im großen und ganzen kann ich Ihnen jetzt alles erklären, um so mehr, da ich auch noch unter vielen Papieren einige des Inder fand.“

Er war Priester und gehörte zu den Santhya-Leuten. Ich weiß von meinen Reisen und Studien über indisches Volksleben her, daß das arge Fremdenhaß sind. Das könnte wohl eine Todfeindschaft erklären. Man sagt, es gäbe unter den Santhya viele hellsehende Yogis.

Schlüsse daraus zu ziehen für manches, was sich wohl nie aufklären läßt, unterlasse ich lieber — nun, es gelang ihm, Sie, lieber Sanders, hier aufzuspüren, in Erfahrung zu bringen, daß Sie Dornbach kaufen wollten und sich Helfershelfer zu sichern. — Sie meinen?“ unterbrach er sich und sah Sanders fragend an.

Der hatte bei der Erwähnung des Santhya eine lebhafteste Bewegung gemacht und sagte jetzt: „Dann hieße es wirklich: er oder ich! Manche meiner Freunde haben mit dem Santhya Ables erlebt... sehr übles...“

Hertrich nickte und fuhr fort: „In der Bibliothek war es natürlich auch der Inder — die riesigen Fußspuren kamen von den Filzschuhen. Der Grund ist ja ohne weiteres klar. Er gab dem Buch einen Stoß. Über das eigentümliche Übereinstimmen der Seitenzahl mit den Ziffern und dem Kapitel über den Moosi vermag ich nichts zu sagen.“

Er war der Absender der Rosen an Fräulein v. Volkmar. Warum, ist nur zu leicht einzusehen.

Er hat uns hier vermutlich ständig beobachtet von den Gängen aus. — Bühringer sagte mir übrigens, daß die Augen des friederizianischen Kürassiergenerals auf dem Flur gleichzeitig ein paar Beobachtungslöcher sind. Daher der merkwürdige Ausdruck. Vorzüglich kaschiert!

— Weiter: der Yogi legte den Zettel auf den Buddha, während Sie das Zimmer mit uns verlassen hatten, Sanders, kam aber nicht aus der Bibliothek — wir ahnten das ja — sondern kam aus dem Wandloch, durch das man später Lohburg entführt hat. Darum ließ sich das Legen des Zettels in dieser kurzen Zeit ausführen.

Heute hatte er, auf ähnlichem Wege, die gefüllten Blumenschalen vertauscht — die Aufpasser konnten nicht überall sein... trotzdem eine schneidige Leistung — und dann die Schlangen, in dem Moosi versteckt, heringebracht. Die Tiere waren für eine Gelegenheit der Art natürlich schon längst abgerichtet.

Daß der Inder so schnell die passenden Schalen zum Tausch fand, läßt, außer manchem anderen — auf ein sehr ausgedehntes Helfersystem schließen und darüber möchte ich mich mit Ihnen unterhalten“, wandte er sich zu den Gefangenen, die er die ganze Zeit über nie ganz aus den Augen gelassen hatte.

„Sie waren es also, Frau Hegener, die Herrn Sanders in jener Nacht hypnotisiert hat. Wie kamen Sie mit dem Zunder überhaupt in Verbindung?“

Die Alte gab keine Antwort.

Hertrich achtete auf einmal kaum darauf, kramte jetzt in den Sachen herum und zog eine schwarze Samtmaske, schwarze Samthandschuhe und ein gleichfalls schwarzes, weites Cape hervor.

„Das ist der Grund,“ rief er plötzlich, „das erklärt es. — Der schwarze Martin . . .“

Die anderen sahen ihn erstaunt an.

„Aber . . .“ fragte Körber.

Ohne auf ihn zu achten, erklärte Hertrich seinen Freunden: „Der schwarze Martin ist das Haupt einer Verbrecherbande, die seit Jahren die ganze Provinz und die Reichshauptstadt unsicher macht. Ich habe nie gegen ihn gearbeitet — Sachen der Art übernehme ich kaum. Aber ich weiß natürlich von ihm. Die Polizei fahndet seit langem nach dem großen Verbrecher. Die Spuren haben schon mehr wie einmal in die Umgebung unserer Stadt gewiesen — aber hier hörten sie auf — es war nicht weiter zu kommen. Der schwarze Martin hat die Gewohnheit, nie selbst zu arbeiten — er organisiert nur. Das mag wohl der Hauptgrund dafür sein, daß er nie gefaßt worden ist. Seine „Angestellten“, wenn ich so sagen will, hat die Polizei natürlich oft erwischt. Die Leute machten auch Aussagen. Meistens das: Sie wären des Abends in irgendein bestimmtes, entlegenes Haus — es war nie dasselbe — bestellt worden. Dann wäre zur festgesetzten Stunde ein kleiner Mann gekommen, in einen auffallend weiten, langen, schwarzen Mantel gehüllt — den hier! Sein Gesicht wäre vollständig von einer schwarzen Maske bedeckt gewesen und an den Händen hätte er schwarze Handschuhe getragen. Wie er wirklich aussah, konnte also niemand sagen. — Na, kurz und gut, der kleine Mann hatte dann jedesmal den genauen Plan in allen Einzelheiten entwickelt. Da alles gut durchdacht war, klappte es meist. Deshalb und weil es guten Anteil gab, fand er immer willige Helfer. Mit den meisten von ihnen arbeitete er seit vielen Jahren. Da unten der Höhlenraum — das ist das Nest des schwarzen Martins!“

Ihn suchte der Zunder hier — und das hier ist der schwarze Martin selbst!“ —

16. Kapitel.

Die Kastellanstöchter.

Die Gefangenen starrten finstern vor sich hin. Der Krüppel leugnete mit keinem Wort.

Hertrich sah ihn mit stahlharten Blicken an — dieser feige Schwächling der schwarze Martin! Freilich, er arbeitete ja nie selbst, machte alles mit seiner Verschlagenheit und hielt die anderen wahrscheinlich damit und mit seiner strupelosen Bosheit in Schach.

„Ich denke, Sie geben mir nun doch einige Aufklärungen. Das Wesentliche weiß ich ja bereits. Aber was wissen Sie von dem Zunder?“

Der schwarze Martin zögerte doch noch etwas. Schließlich berichtete er mit einer hohen, spizen Stimme, die auch jetzt noch boshaft klang: „Der Zunder war vor Wochen in einer Nacht mit einem Flugzeug angekommen und auf einer einsamen Wiese im Stadtpark gelandet.“

„Ah — darum hat unser dichtes Netz versagt“, flüsterte Hertrich den Freunden zu.

„Wo ist denn aber der Pilot? Steckt der etwa noch irgendwo im Schloß?“

„Der ist tot.“

„Ach, erzählen Sie keine Lügen!“

„Warum soll ich nicht über die Morde anderer Leute sprechen?“ rief der Krüppel brutal. „Haha . . . der Zunder war nicht so.“

Er schloß die Faust, als ob er eine Kehle zudrückte.

„So, so — der hat reinen Tisch gemacht. Wo geschah das?“

„Da suchen Sie nur. Ich denke, Sie bekommen alles heraus!“ Ein höhnisches Grinsen verzerrte des Krüppels Gesicht. Es war deutlich zu merken, daß er nichts mehr sagen würde.

Hertrich versuchte es gar nicht — um so mehr, da ihm Körper zuraunte: „Das wird das Flugzeug mit dem toten Piloten sein . . .“, er sah schrecklich aus . . . das die Polizei vor einigen Tagen fand“ — sondern wandte sich an die Frau.

Die schien irgendwo stark erschüttert zu sein.

„Wie kam es, daß Ihnen die Schloßgeheimnisse von Dornbach bekannt waren?“ fragte er und flüsterte beiseite zu Sanders: „Das ist mir nämlich rätselhaft.“

Die Frau schien so unter dem Einfluß ihres Partners zu stehen, daß bei der Frage ein verstörter Zug auf ihrem verknitterten Gesicht erschien.

Dann war auf einmal ein sonderbarer Laut — fast wie ein Aufschluchzen.

Wer weinte da? Der schwarze Martin? Gewiß nicht. Die alte Frau? Man sah ihr nichts an. Und doch wußte sie es gewesen sein, denn ihre Stimme zitterte, als sie jetzt antwortete, ohne auf die wütenden Blicke des Zwerges zu achten, und es lag eine grenzenlose Qual darin, da sie jetzt hervorstieß: „Ach früher, früher . . . da war ich ja anständig. Dornbach ist ja mein Elternhaus. — Nicht das Schloß . . . das Kastellanhaus draußen am Parktor.“

Sie wollte die Hände vor das Gesicht schlagen, fühlte dabei die Fessel an der einen, schrie laut auf: „Was ist aus mir geworden!“ sagte sich, stöhnte. „Ja, da lebte ich mit meinen Eltern — glücklich!“

Mein Vater war Kastellan wie vor ihm mein Großvater.

Zu dessen Zeiten brannte das Schloß nieder, wurde wieder aufgebaut und die Gänge entstanden . . . waren unruhige Zeiten damals!

Kein Fremder erfuhr das Geheimnis als nur mein Großvater — und wie im Schlosse, erbte es sich in der Kastellansfamilie — mit Wissen des Herrn v. Scharsenort fort.“

Sie konnte nicht mehr weiter sprechen. Schließlich fragte Hertrich: „Aber wie konnte es geschehen, daß Sie auf diesen Weg kamen?“

„Durch Schuld“, sagte sie leise, — „und durch Liebe.“

„Ich war das einzige Kind meiner Eltern, wurde im Schlosse mit dem Fräulein erzogen, das ebenso alt war wie ich. — Ja, da wollte ich hoch hinaus!“

Aber dann sollte ich heiraten . . . den Schloßgärtner. Der hatte sich was gespart. Was kümmerte mich das damals! Mir war er zu alt.

Er sollte der Nachfolger meines Vaters werden, weil kein Sohn da war. Das war mir zu langweilig. Ach, was wollte ich damals alles vom Leben!“

Sie lachte bitter auf.

„Aber die Hauptsache war — ich liebte einen anderen. Einen schmutzen, jungen Burschen, flott und lebenslustig. Mit dem zusammen konnte ich die weite Welt kennen lernen. Ja, ja . . . ich lernte sie kennen!“ flüsterte sie heiser.

„Er war Künstler . . . Seiltänzer . . . Sie glauben wohl, meine Herren, das ist keine Kunst?“ sagte sie wie irre auf. (Schluß folgt.)

Schiffe in der Nacht.

Auf dunkeln Strom
Kommt durch die Nacht,
Schwerbeladen,
Ein Schlepper gezogen.
Und gleich wandernden Sternen
Leuchten von Masten
Kleine Laternen.
Sie entgleiten, entschweben
Im Dunkel der Nacht.
Und die wandernden Sterne
Geleiten zur Ferne
Kostbare Fracht.
Woher? Wohin?
So unser Leben!
Kommen und Gehen
Im Dunkel gehüllt,
Von Sternen geleitet —
Bis es erfüllt.

Elise Bette.

Der Wendepunkt.

Von Jo van Ammers-Küller.

Die klugen, grauen Augen der alten Frau waren voll Spannung auf den aufgeregten jungen Mann gerichtet, der, zornig wie ein gereiztes Tier, in dem großen Zimmer auf und ab ging. Plötzlich blieb er vor ihr stehen und sagte in flehendem Tone:

„Sie müssen mir helfen, Tante Julie! Sprechen Sie mit Eline! Mein Gott, Sie müssen doch zugeben, daß das, was sie will, eine Unmöglichkeit ist. Sie werden sie zur Vernunft bringen können, denn Papa und Mama — es war sehr dumm von mir, sie in die Sache hineinzuziehen. Und als Papa sah, daß er mit seinen bösen Worten nichts erreichte, gab er mir die Schuld. In Gegenwart meiner Frau warf er mir vor, daß ich ihr gegenüber zu schwach gewesen sei: ich hätte ihr den Flügel geschenkt, ich hätte zugelassen, daß der Musiklehrer zweimal in der Woche kam ... Ja, vielleicht war das unverständlich von mir, aber ich tat es doch aus Gutmütigkeit, um ihr etwas Beruhigung zu verschaffen, weil ich sah, wie schwer sie sich an dieses kleine Nest gewöhnte. Aber wie konnte ich wissen, daß sie in diesem Maße an ihrem früheren Beruf hing! Wenn sie sich wenigstens noch mit einem Wohltätigkeitskonzert begnügen würde, aber gleich eine ganze Tournee unternehmen wollen, um die Pieder dieses Musikmenschen zu singen! Ich konnte den Eltern gar nicht unrecht geben, daß sie empört darüber waren, daß all ihre alten Bedenken gegen Eline plötzlich wieder da waren. Ihre Schwiegerschwägerin auf den Brettern! Unser Name in Annoncen und auf Reklameplakaten! Und das alles, obwohl Papas ausdrückliche Bedingung bei unserer Heirat war: kein Auftreten mehr, niemals wieder, unter keinem Vorwand. Das Verbot war ihr ewiger Kummer geblieben, die ganzen zwei Jahre, die wir verheiratet sind ...“

Die alte Frau hatte schweigend zugehört, aber um ihre schmalen, blutlosen Lippen spielte ein ironisches Lächeln.

„Also, mein Junge, du verlangst von mir, daß ich deine rebellische Frau zur Reison bringe, und daß ich ihr vor allem einmal klarmachen soll, wie undankbar sie ist, nicht wahr? Undankbar, für die Ehre, zu unserer vornehmen Familie gehören zu dürfen ... undankbar, weil sie deines Vaters Zustimmung mit dem Besten, dem Schönsten, dem Reichsten ihrer Natur erkaufen mußte! Nein, unterbrich mich nicht, ich weiß, was du sagen willst: ihr habt aus Liebe geheiratet, und Eline gab daher ihre Kunst aus freiem Willen auf. Nun, Max, so einfach sind die Menschen nicht.“

Als du noch ein Junge warst, bist du wohl einmal in dem alten Gefängnis unter dem Turm des Stadthauses gewesen. Erinnerst du dich noch, daß da eine Zelle war mit einem kleinen vergitterten Fenster, von dem man grade auf die Küche sehen konnte, in der den ganzen Tag gelocht und gebraten wurde? Der Mensch, der dort gefangen saß, bekam alle Essensbüße in die Nase, während er vor Hunger stöhnte. Und unter demselben Fenster strömte das Wasser entlang, das klare, rauschende Wasser eines breiten Grabens, und der Mann hinter dem Gitter, der vor Durst vermachte, sah es und hörte es, aber erreichen konnte er es nicht. Vielleicht hat das vergitterte Fenster auf dich nicht viel Eindruck gemacht. Wer selber niemals gehungert hat, weiß nicht, was für eine raffinierte Grausamkeit solche mittelalterliche Folter war. Und ebensowenig ahnst du, der du kein Künstler bist, wie deine Frau hier gehungert hat, geistig gehungert, in einer Umgebung, in der sie alles entbehren mußte, was ihre Natur brauchte. Du brachtest sie hierher, im Hochmut deiner Jugend, du nahmst ihr ihre Kunst, und da glaubtest du großzügig zu sein mit dem neuen Flügel und dem Engagement des „Musikfalis“, wie die Familie ihn nennt. Hartherzig und gefühllos ward ihr, du und deine Eltern, wie die grausamen Richter, die das Wasser unter dem vergitterten Fenster entlangströmen ließen.

Ja, du bist erstaunt, daß ich nicht in euren Chor der Entrüstung mit einstimme. Deine Frau handelt nach ihrer Anlage und nach ihrem Temperament, aber Temperament ist in euren Augen eine verabscheuenswerte Eigenschaft. Du brauchst darüber nicht böse zu sein, lieber Max, ich verspreche dir, ich werde mit deiner Frau reden und werde sie schon zügeln, wenn ich es auch auf eine ganz andere Art tun werde, als du annahmst. Ich werde ihr eine Geschichte erzählen, aber dieselbe Geschichte erzähle ich jetzt dir, und daraus könnt ihr beide, jeder auf seine Weise, euren Nutzen ziehen.

Es lebte vor vielen Jahren — o, es ist fast ein Menschenalter her, ein junges leidenschaftliches Geschöpf, das stürmenderweise das Leben erobern wollte. Und das sich selbst ein Glückselb nannte, als es erobert hatte, was es so leidenschaftlich begehrte, und geworden war, was es nach Art und Anlage war: Schauspielerin.

Sieh mich nicht so an, als ob ich dir ein Rätsel aufgebe, ich bin einmal jung und übermütig gewesen, wenn du es dir auch nicht leicht vorstellen kannst, und ich bin Schauspielerin gewesen, wenn auch die vornehme Familie meines Mannes darüber so ängstlich geschwiegen hat, daß niemand es mehr zu wissen scheint, als ich allein. Als ich heiratete und in dieses Haus kam, wo mein Mann sich als frischgebadener Doktor niedergelassen hatte, begann

ich das neue, so ganz andere Leben voll frohen Mutes und unzerstörbaren Selbstvertrauens, obwohl ich niemals gelernt hatte, Spinat von Endivien zu unterscheiden. Im ersten Jahre meiner Ehe spielte ich die Rolle der Hausfrau mit solchem Eifer, daß ich selber Vergnügen am Spiel hatte. Aber dann nutzte sich der Glanz der Neuheit ab und nur das Graue, Alltägliche blieb übrig. Was erst Mühe erfordert hatte, konnte gedankenlos getan werden, und meinem regen Geist, der unbefriedigt blieb, während meine Hände arbeiteten, schien es, als ob jeder Tag mehr und längere Stunden hätte als der vorige. Und da es für einen jungen Arzt ein erfreuliches Zeichen ist, wenn er oft gerufen wird, durfte ich nicht murren, daß mein Mann mich Tag für Tag und viele Abende allein ließ. Mein Kind war noch sehr klein, es hatte körperlich meine Pflege sehr nötig, aber sein schlafender Geist forderte nichts von dem Überfluß, den ich zu geben hatte.

Vielleicht hätte ich von meinen Schwägerinnen und deren Freundinnen lernen können, wie sie ihre kleine Sorgen so selbstgenügsam zu großen Angelegenheiten aufzubauschen wußten, und wie ernst sie ihre Erfahrungen mit Hausnädchen und Gesindefrauen nahmen, als ob es die Wunder des Lebens selbst wären. Aber ich war unter ihnen wie das häßliche junge Entlein, sie reckten die stolzen Köpfe zusammen und sahen auf mich herab, weil ich andere Federn hatte. So kehrten in den vielen leeren Stunden meine Gedanken wie von selbst zu dem alten Leben zurück. Ich sah es, im Glanze meiner Phantasie, schöner, reicher und farbiger, als es jemals in Wirklichkeit gewesen war, und des Abends, wenn das Hauspersonal zu Bett gegangen war, und ich auf meinen Mann wartete, spielte ich für mich selbst meine alten Rollen und hatte in der Einsamkeit meines Wohnzimmers wieder das herrliche Bewußtsein, eine andere zu sein. Und das Leben dieser anderen lebte ich so intensiv, wie ich es früher, als ich Leid und Enttäuschung noch nicht kannte, niemals vermocht hätte.

Da trat ein unerwartetes Ereignis ein. Die Theatergesellschaft, der ich früher angehört hatte, sollte in unserem kleinen Ort eine Vorstellung geben. Ich war froh wie ein Kind und freute mich maßlos, meine alten Kameraden auf den morichen Brettern des „Goldenen Hirsches“ wiederzusehen. Aber am Tage der Aufführung — es sollte „Maria Stuart“ gespielt werden — erkrankte die Hauptdarstellerin so ernstlich an einer Grippe, daß sie an Spielen nicht denken konnte. Um eine geeignete Vertreterin kommen zu lassen, fehlte es an Zeit. Die Mitglieder der Truppe erinnerten sich, wie oft ich früher diese Rolle gespielt hatte, und beschloßen, sich an mich zu wenden. Ich flog dem jungen Mann, der mit der Vorschau zu mir kam, fast an den Hals, so toll war ich vor Freude über diese nie erwartete Chance. Die alte, leidenschaftliche Liebe für meine Kunst überwog alle Bedenken und Rücksichten auf die Familie meines Mannes. Ich hinterließ meinem Mann einen Brief und begab mich zu meinen Kollegen. Niemals habe ich so gespielt wie an diesem Abend. Alles, was ich so lange an Glut und Leidenschaft unterdrücken mußte, brauste aus meinen Worten, das Feuer, das ich gelöscht hatte, glühte auf in meinem Spiel, ich durchlitt allen Schmerz und alle Verzweiflung der unglücklichen Königin, ihr Leben wurde zu meinem Leben. Der Applaus war groß.

In der primitiven Garderobe kam ich zur Besinnung. Ich war todmüde und doch fühlte ich mich erleichtert wie jemand, der sich von einer zu schweren und zu lange getragenen Last befreit fühlt. Doch, nachdem ich die fremden Kleider abgelegt und mich abgesehen hatte, begann ich zu begreifen, daß alles anders war, als ich erwartet hatte. Ich hatte darauf gerechnet, daß mein Mann mich dort in der Garderobe erwarten würde, bebend vor Wut, um mich mit Vorwürfen zu überhäufen, und daß ich endlich die Gelegenheit finden würde, mein Herz auszusprechen und herauszuschlachten, was ich gelitten und entbehrt hatte. O, eine prachtvolle „Große Szene“ hätten wir gespielt, die glorreich mit der Wiederherstellung meiner Ehre und einer innigen Versöhnung hätte enden müssen.

Aber die Wirklichkeit war ganz anders, niemand kam, niemand schien sich um mich zu kümmern, und einsam und ernüchtert nach meinem Rausch, fing ich an, die Tragweite meines Tuns zu ermessen. Ich stand an einem Wendepunkt meines Lebens. Ich konnte der Bosheit und den Vorwürfen, der Beschränktheit und der Bevormundung der Familie für immer entfliehen und mit den Kollegen mitgehen, um meinen alten Beruf wieder aufzunehmen.

Und wenn ich das tat, dann würde früh am nächsten Morgen ein kleiner Knabe in seinem weißen Bett erwachen und nach der Mutter rufen, und wenn nicht ich, sondern jemand kam und die Arme nach ihm ausstreckte, dann würde seine Unterlippe anfangen zu zittern und seine Augen würden sich mit Tränen füllen. Und unten würde ein Mann mit blassem Gesicht am einsamen Frühstückstisch sitzen, und wenn er nach langer ermüdender Tagesarbeit nach Hause kam, würde niemand am Fenster stehen und auf ihn warten.

In dieser Stunde habe ich den schwersten Streit meines Lebens geführt. Denn unendlich schwerer war es, jetzt zu wählen, als drei Jahre früher, da ich um meiner Liebe willen meinen

Beruf aufgegeben hatte. Jetzt wußte ich, was ich entbehren würde, wie ich mich auch entschied.

Tief in der Nacht bin ich wie eine Schulbige an den dunklen Säulern entlanggeschlichen, und auf der Stufe meines Hauses habe ich zitternd gewartet, ob er, der drinnen war, mir die Tür öffnen würde.

Ich brauche dir nicht zu erzählen, Max, daß ich bitter büßen mußte für den letzten Ausbruch meines allzuheftigen Temperaments. Es dauerte Jahre, bevor ich das Vertrauen meines Mannes zurückgewann, und niemals ist, was ich zerstört hatte, wieder ganz so geworden, wie es früher war. Und die zahmen Enten in meiner Umgebung sahen hochmütiger als je auf die eine Herab, die andere Federn hatte, und in ihrem engsten Kreise mit ihren Geheimnissen und Vertraulichkeiten haben sie mich nie geluldet ...

Das ist die Geschichte, die ich zu erzählen hatte, meiner Frau und dir. Du bist noch immer erstaunt ... du findest, daß die Moral mehr für sie spricht als für dich, nicht wahr? Und du findest sogar nach dieser Erzählung Elines Pläne nicht mehr so sehr beunruhigend? Ja, ja. Aber vergiß immerhin nicht, Max, der Weg vom „Goldenen Hirschen“ nach meinem Hause war kurz, und, was das Wichtigste ist, so ein kleines Bettchen steht in eurer Wohnung nicht ...

(Autorisierte Übersetzung aus dem Holländischen.)

Wandernde Elefanten.

Von Cyril Hopwood.

Wenn auch der indische Elefant des Futters und des Wassers wegen seine Weidestände zu wechseln pflegt, so kann man doch bei ihm nicht von einer Wanderung im üblichen Sinne des Wortes sprechen. Dagegen haben in Niederbirma, an der Grenze zwischen Siam und Südennasserim, die dortigen Elefanten die ausgesprochenen Gewohnheiten wandernder Tiere angenommen.

Sie gehören einer weit kleineren Rasse an als ihre indischen Vettern. Die Männchen erreichen selten eine Schulterhöhe von mehr als zweieinhalb Meter, und die Weibchen messen durchschnittlich nur einen Meter fünfundsiebzig. Selbst noch schwächere Exemplare kommen nicht selten vor. Zudem sind die Zähne der Männchen klein, und oft fehlen sie ganz. Der Eingeborene nennt die Tiere Hines.

Bis jetzt ist es nicht möglich gewesen, die geringe Größe dieser Elefanten mit ihrem Wandertriebe in Zusammenhang zu bringen. Doch dieser Zwergrwuchs interessiert insofern, als er eine ausgesprochene Neigung zur Abweichung vom Normalen zeigt und vielleicht auch einen Schritt zu einer neuen Entwicklung darstellt. Wissenschaftlich wird kein Unterschied zwischen dem Elefanten aus dem Grenzgebiet von Siam und Tennasserim und dem typischen indischen Elefanten gemacht. Beide zählen zur Art *Elephas maximus*.

Mit Genehmigung der Regierung von Birma wird der Elefantenfang in Südennasserim eifrig betrieben. Da die Arbeitskraft der Tiere für die Forstverwaltung und für Holzhandlungen sehr wertvoll ist, so schützt man die Dickschäuter mit allen Mitteln. Im Verlaufe der zwei Jahre, da ich den Forstbezirk Südennasserim leitete, wurde ich aufgefordert, der Regierung Vorschläge darüber zu machen, unter welchen Bedingungen die Fangerglaubensscheine ausgestellt werden sollten. Dant dieses Auftrages hatte ich natürlich Gelegenheit, die Gewohnheiten der Tiere genau zu beobachten. Persönliche Feststellungen in Verbindung mit Erkundigungen bei den eingeborenen Elefantenjägern, von denen die meisten recht intelligent waren und über reiche Erfahrung in dieser Kunst verfügten, bewiesen mir, daß die Tiere nur ungefähr in den Monaten April bis September und zwar in den Wäldern jenseits der siamesischen Grenze gesellig leben. Damit will ich nicht sagen, daß in dieser Zeit keine Elefanten auf birmanischem Gebiet angetroffen werden, doch sie sind dann in Tennasserim sehr selten, obwohl Futter und Wasser in genügender Menge vorhanden zu sein scheinen.

Anfang Oktober lösen sich die Herden auf, und die Elefanten gehen allein oder in kleinen Gruppen, die nie mehr als sechs oder sieben Tiere umfassen, auf wohlbelannten und klar vorgezeichneten Wegen über die Grenze. Ihr Ziel ist die Meeresküste, und der Volksmund schwört darauf, sie gingen dorthin, um Salz zu essen. Wahrscheinlich ist diese Ansicht zutreffend, denn die Elefanten besuchen ebenso wie das Wild die im Dschungel liegenden Salzlecken in anderen küstennahen Teilen Birmas. Wenn ich auch eingestehen muß, daß ich niemals Elefanten oder deren Spur am Strande selbst sah, so gehen sie doch sicher so weit, wie die Mangrovebüsche ins Land hineinreichen. Es kann ihnen keinerlei Schwierigkeiten bereiten, an den Brackwassern, die kilometerweit in die Wälder hineindringen, so viel Salz zu finden, wie sie brauchen.

Von Oktober bis März halten sich die Tiere nur in den waldigen Niederungen wenige Kilometer von der Küste entfernt auf. Sie

bilden in dieser Zeit niemals Herden, wenn auch ein paar Elefanten sich zusammen finden mögen. Eine Kuh mit ihrem Kalb ist dann immer allein anzutreffen, ebenso das Männchen. Die kleinen Rubel bestehen aus jungen Kühen und zwei bis fünf Jahre alten Kälbern.

Sobald das warme Wetter einsetzt, beginnt die Rückwanderung, die wieder einzeln oder in ganz kleinen Gruppen vorgenommen wird. Herden bilden sich erst, wenn die siamesische Grenze weit hinter ihnen liegt. Die Gewohnheiten der Tiere und die nunmehr einwandfrei festgestellte Trächtigkeitsdauer von siebenundzwanzig Monaten beweisen, daß die Paarung während der Zeit stattfindet, da die Elefanten gesellig leben. Neugeborene Kälber trifft man meistens im Oktober. Somit findet die Paarung im Juli statt, wenn die Herden Zeit genug hatten, um sich zu bilden.

Die Methoden, die beim Fang dieser Zwergelefanten angewandt werden, haben kaum etwas mit der in Indien gebräuchlichen Art des „Keddah“ gemein. Der Jäger mißt die Möglichkeiten aus, die ihm der Wandertrieb der Tiere bietet, und sein Erfolg hängt von genauer Kenntnis der Gewohnheiten der Elefanten ab. Die Fallen, besser gesagt Gatter, bestehen aus jungen Baumstämmen, die durch Bambus mit einander verbunden werden. Der Jäger bringt diese Gatter an häufig benutzten Wechsellern an und verkleidet sie sorgfältig. Eine Treibjagd kennt man nicht. Man geht höchstens in größerem Abstand hinter den Tieren her und hält sie durch leichtes Anschlagen von Stöcken gegen Bäume in ständiger Bewegung, damit sie von selbst langsam in die Falle hineinlaufen. Die Gatter können nur wenige Tiere fassen. Sind ein paar Elefanten in die Falle gegangen, so wird ein Fallgatter herabgelassen, das über dem Eingang an einem Bambus hing. Die Aufgabe eines über dem Tor in einem Baum sitzenden Mannes ist es, dieses Bambusrohr im geeigneten Augenblick zu durchhauen. Geht mehr als ein Elefant in die Falle, so hat dieser Mann im Baum darüber zu entscheiden, wann das Gatter am besten herabgelassen werden soll.

Es kommt vor, daß man aus Gabeln zu viel Tiere in die Falle einläßt. Dann besteht die Gefahr, daß die erschreckten Tiere lediglich durch ihr Gewicht die Gatter sprengen. Der Lohn für manche Boche gebulbigen Wartens geht dann verloren. Ein Elefantenmännchen ist durchschnittlich dreimal wert wie eine Kuh. Deshalb wird das Fallgatter sofort herabgelassen, sobald ein Bulle als erster die Gatter betreten hat. Auf der anderen Seite wieder läßt der Mann im Baum das Gatter herab, wenn zwei oder drei Kühe in der Falle sind und ein Männchen folgen will. Denn letzterem gelingt es meistens, die Gatter zu sprengen. Geht es nicht allein in die Falle.

So viel ich weiß, schießt man in Afrika junge Bullen nieder, um sie daran zu hindern, Kühe aus den Wildreservaten hinaus zu führen. Meiner Ansicht nach beweist dies aber noch nicht den Wandertrieb des Afrikanischen Elefanten sondern nur, daß der junge Bulle den Wunsch hat, zum Herrn einer Herde zu werden. Die gleiche Neigung kann beim Indischen Elefanten beobachtet werden, und wenn es dem jungen Männchen zwar gelingt, einen Harem um sich zu sammeln, es aber nicht stark genug ist, um den augenblicklichen Führer dieser Herde zu besiegen, so muß er eben mit seinen Damen in anderes Gebiet hinüber wechseln. Hier kann also keinesfalls von einem eigentlichen Wandertriebe der Elefanten die Rede sein.

Öcherz und Spott

Doppelverdiener.

Krause und Lehmann streiten sich.

Krause: „Sie Doppelverdiener!“

Lehmann: „Wieso? Was wollen Sie damit sagen?“

Krause: „Sie verdienen rechts und links eins hinter die Ohren!“

Konsultation.

Arzt: „Wenn ich Ihnen noch einen Rat geben kann, Herr Kunzendorf, kommen Sie nicht mehr so spät abends nach Hause!“

„Wieso, Herr Doktor, glauben Sie, daß mir die Nachtlust schaden könnte?“

„Das nicht — aber die Aufregung, die dann zu Haus auf Sie wartet.“ (London Opinion).

Nicht so wichtig.

Paul war in der Oper. Es hat ihm sehr gut gefallen.

„Was hat es denn gegeben, lieber Freund?“

„Weiß ich leider nicht, ich kam in der letzten Minute und konnte kein Programm mehr kaufen!“ (Herold).